

Kocka, Jürgen

Book Part — Digitized Version

Max Webers Bedeutung für die Geschichtswissenschaft

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (1986) : Max Webers Bedeutung für die Geschichtswissenschaft, In: Juergen Kocka (Ed.): Max Weber, der Historiker, ISBN 3-525-35734-6, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, pp. 13-27

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/112464>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB).

Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH

Bibliothek und wissenschaftliche Information

Reichpietschufer 50

D-10785 Berlin

E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)

Library and Scientific Information

Reichpietschufer 50

D-10785 Berlin

e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**.

More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

JÜRGEN KOCKA

Max Webers Bedeutung für die Geschichtswissenschaft*

Max Weber war kein Fachhistoriker. Aber die enge Verknüpfung seines Werkes mit der Geschichtswissenschaft ist unbestreitbar, vor allem in zweierlei Hinsicht: 1. Ursprünglich als Jurist ausgebildet, kam er über rechtshistorische Arbeiten zur mittelalterlichen und antiken Geschichte früh dazu, selbst geschichtswissenschaftliche Studien mit Betonung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu schreiben.¹ Vor allem mit seinen einflußreichen Abhandlungen über die »Protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus« wie mit seinen religionssoziologischen Studien überhaupt legte Weber Arbeiten vor, die jedenfalls von den meisten heutigen Historikern als gesellschafts- und universalgeschichtlich orientierte vergleichende Geschichtsforschung bezeichnet werden dürften, wenn sie auch die Kriterien der um 1900 dominanten, historistischen Fachhistorie (mit ihrer Betonung der Politikgeschichte und Quellennähe, der individualisierenden, beschreibenden und erzählenden Methoden) sprengten.² Jedenfalls in Deutschland waren die systematischen Staats-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, übrigens auch die Sprach-, Kunst- und Geisteswissenschaften jener Zeit historisch ausgerichtet, so daß zwischen ihnen und der Geschichtswissenschaft ein fließender Übergang bestand. Weber ist dafür ein herausragendes Beispiel. Obwohl er vor allem nationalökonomische Professuren innehatte, zu den professionellen Zirkeln der Staats- und Sozialwissenschaftler gehörte (z. B. zum »Verein für Sozialpolitik«) und zu Recht als ein Gründer der wissenschaftlichen Soziologie gilt, schrieb er doch – unter anderem, in unverwechselbarer Ausprägung und vor allem in seinem früheren Werk – Geschichte; es sei denn, man ginge von einem engen, bornierten Begriff von Historie aus, der sich nur schwer verteidigen ließe.³

2. In seinen methodologischen Arbeiten setzte sich Weber nicht nur mit historisch arbeitenden Sozialwissenschaftlern und Historikern seiner Zeit (Roscher, Knies, dem Althistoriker Ed. Meyer, Lamprecht, Treitschke) auseinander; er entwickelte auch die Grundlagen einer Theorie und Methodologie der »Kulturwissenschaften« (wie er sagte) und bezog sich damit in gleicher Weise auf die Geschichts- wie auf die Sozialwissenschaften. Jedenfalls entsprach das seinem Anspruch bis etwa 1910. Zwar sah er auch später

noch Soziologie und Geschichte in engstem Gemenge, als zwei »empirische Wissenschaften vom Handeln«, aber seit 1913 betonte er stärker ihre Komplementarität. »Die Soziologie . . . bildet . . . Typen-Begriffe und sucht generelle Regeln des Geschehens, im Gegensatz zur Geschichte, welche die kausale Analyse und Zurechnung individueller, kulturwichtiger Handlungen, Gebilde, Persönlichkeiten erstrebt.«⁴ Tatsächlich läßt sich sagen – und diese These wird im folgenden etwas erläutert –, daß Webers methodologische Einsichten, die übrigens stückweise, eher als Nebenprodukte seiner wissenschaftlichen Arbeit entstanden und veröffentlicht wurden, mindestens so wichtig sind für die Geschichtswissenschaft (auch heute) wie für die systematischen Sozialwissenschaften. Er trug mehr zur Methodologie und Theorie einer modernen Geschichtswissenschaft bei als die meisten Historiker seiner Zeit und seitdem. Aus all diesen Gründen ist es nicht unberechtigt, den vorliegenden Band mit dem Titel »Max Weber, der Historiker« zu überschreiben. Fünf Elemente oder Hauptthemen seines Werkes scheinen besonders bedeutsam und wert, in diesem Zusammenhang diskutiert zu werden:

1. Analyse und Wertung

»Das Schicksal einer Kulturepoche, die vom Baum der Erkenntnis gegessen hat, ist es, wissen zu müssen, daß wir den Sinn des Weltgeschehens nicht aus dem noch so sehr vervollkommenen Ergebnis seiner Durchforschung ablesen können, sondern ihn selbst zu schaffen im Stande sein müssen, daß »Weltanschauungen« niemals Produkt fortschreitenden Erfahrungswissens sein können und daß also die höchsten Ideale, die uns am mächtigsten bewegen, für alle Zeiten nur im Kampf mit anderen Idealen sich auswirken, die anderen ebenso heilig sind wie uns die unseren.«⁵ Diese und ähnliche Aussagen lassen keinen Zweifel daran, daß Weber von der Nicht-Ableitbarkeit normativer Aussagen (über das, was sein soll) aus analytischen Aussagen (über das, was ist) zutiefst überzeugt war. Für ihn bestand ein kategorialer Spalt, ein Dimensions-Sprung zwischen Wissenschaft, der es um Analyse geht, einerseits und Politik andererseits, insoweit es dieser um die Bestimmung von Normen und die Festlegung von Handlungszielen geht. Wissenschaft kann Auskunft über die jeweils besten Mittel zur Erreichung bestimmter Ziele geben, sie kann die Implikationen von Wertorientierungen und politischen Zielsetzungen herausarbeiten, sie kann auf Unvereinbarkeiten zwischen verschiedenen Wertorientierungen und Zielen aufmerksam machen, sie kann die Realisierungschancen und wahrscheinlichen Folgen einschließlich nicht-intendierter Nebenfolgen unter gegebenen Bedingungen aufdecken. Doch sie kann nicht sagen, was getan werden soll, sie kann nicht Wertorientierungen begründen, Ziele setzen oder die Überlegenheit der einen Wertorientierung/Zielsetzung vor anderen legitimieren.

Mit der Betonung dieser Disjunktion zwischen Analyse und Wertung, zwischen Wissenschaft und Politik erfüllte Weber zum einen eine kritische Funktion: Er enthüllte, wie sich durchaus partikularistische Standpunkte, Interessen und Programme, die mit anderen Standpunkten, Interessen und Programmen konkurrieren und kämpfen, als scheinbar notwendige Konsequenzen richtiger Einsicht, als Frucht von Sachverstand und als Ergebnis wissenschaftlicher Analyse zu legitimieren suchen, so ihre Partikularität verschleiern und konkurrierenden Positionen die Existenzberechtigung absprechen: Kritik an Wissenschaft als Rechtfertigungsideologie. Zum anderen beabsichtigte Weber mit seiner Betonung der Disjunktion zwischen Wissenschaft und Politik diese vor dem pseudo-objektivierenden Zugriff der Verwalter von Wissenschaft und Sachverstand abzusichern und so als Sphäre legitimer Auseinandersetzung verschiedener Standpunkte, legitimen Konflikts und Kompromisses zu begründen; denn wäre »das richtige« politische Programm, »die richtige« politische Entscheidung als Ergebnis wissenschaftlicher Analyse zu gewinnen, dann bliebe kein legitimer Raum für Dissens und Opposition, für Konkurrenz und Kampf, für Konflikt und Kompromiß, dann müßte in letzter Konsequenz ein Stab möglichst kompetenter Wissenschaftler das »allgemeine Wohl« unter den jeweiligen Bedingungen analytisch bestimmen und damit den politischen Prozeß aushöhlen bzw. ersetzen.

Webers entschiedenes Votum für diese Disjunktion von Wissenschaft und Politik folgte konsequent aus seinem Bild von der Formalstruktur geschichtlicher Wirklichkeit: Im Unterschied zu naturrechtlich, hegelianisch oder marxistisch argumentierenden Autoren sah er keinerlei Grund und vor allem keinerlei Berechtigung anzunehmen, daß die historische Wirklichkeit die Kriterien ihrer vernünftigen Fortentwicklung immer schon in sich trage, daß die Zukunft nur die Verwirklichung der in der Gegenwart bereits angelegten, gerichteten Entwicklungstendenzen sei und damit die angemessene Analyse der Gegenwart (einschließlich der bisherigen Vergangenheit) zugleich Leitlinien für die Zukunftsgestaltung erkennen lasse. Vielmehr sah Weber in jeder Gegenwart immer mehrere, verschiedene, konkurrierende Weisen ihrer Veränderung und Weiterentwicklung als möglich an, und welche dieser Weisen realisiert werde, hänge ab von der wertbezogenen Wahl handelnder Menschen, einer Wahl, die angesichts der Existenz verschiedener, entgegengesetzter, konkurrierender Wertorientierungen und Interessen in der Regel nur im Konflikt geschehen kann.

Diese Vorstellung vom Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik hat Weber oft den Vorwurf des Dezisionismus eingebracht. Die nüchterne Begrenzung dessen, was der Wissenschaft möglich sei, habe bei ihm zur voluntaristischen Freisetzung und Irrationalisierung der Politik geführt, soweit es in dieser um das Finden und Setzen von Handlungszielen und Entwicklungsperspektiven geht. Wertungen, Prioritätssetzungen und politische Entscheidungsprozesse seien bei ihm so weit von Argumentation und

Analyse (als Medien der Wissenschaft) getrennt, daß sie nicht als Produkt von Diskussion und Verständigung, sondern nur als Ergebnisse von Dezi- sion und Kampf zustande kämen. Rationalisierung sei bei Weber primär eine Rationalisierung der Mittel zur effektiven Erreichung von Zielen, deren Findung und Setzung dem Prozeß fortschreitender Rationalisierung immer strikter entzogen würden und über deren materiale Vernünftigkeit nichts gesagt werden könne. Anders gewendet: Die Rationalisierung gesellschaft- licher Teilsysteme zwecks rationalen Handelns (etwa der Wirtschaft oder der Bürokratie) gehe mit der Irrationalisierung des Zweck setzenden Gesamtsy- stems Hand in Hand.⁶

Dieser Kritik ist die Berechtigung zunächst nicht ganz abzusprechen. Doch läßt sie sich relativieren. Man kann zeigen,⁷ daß eben jene für Weber unaufgebbaren, z. T. selbstverständlichen Prinzipien, in deren Namen er für eine säuberliche Trennung zwischen Analyse und Wertsetzung eintrat, ent- gegen einiger seiner eigenen Formulierungen durchaus ein gewisses Potent- ial besitzen, die Irrationalität der Wertsetzung zu begrenzen und den Dezi- sionismus seines Entscheidungsmodells zu beschränken. Denn für die säu- berliche Trennung von Wissenschaft und Wertsetzung plädiert Weber ja im Namen von Prinzipien wie: maximale Klarheit, Konsistenz, intellektuelle Redlichkeit, Aufgeklärtheit, Verantwortlichkeit und größtmögliche Fähig- keit zum Durchschauen und zur Kontrolle der eigenen Bedingungen. Er kämpft für diese Prinzipien und stellt sie nicht zur Disposition, weil sie für ihn Voraussetzungen individueller menschlicher Freiheit darstellen. Zu- gleich handelt es sich bei ihnen um Prinzipien, die notwendig jedes wissen- schaftliche Arbeiten leiten müssen, wenn dieses sich nicht selbst untreu werden und Schaden nehmen will.

Daraus folgt zweierlei. Zum einen: Wenn die methodologischen Prinzi- pien einer (selbstverständlich kritischen) Wissenschaft und die Bedingungen der Herausbildung freier Persönlichkeiten so übereinstimmen, dann braucht sich Wissenschaft nicht darauf zu beschränken, nur Mittel zur Bereitstellung und Verfeinerung »technischen« Wissens zur Verbesserung zweckrationaler Handlungsfähigkeit zu sein; sie ist vielmehr zugleich Mittel der individuel- len Aufklärung und gesellschaftlich-politischen Erziehung unter emanzipa- torischem Vorzeichen und leistet Beiträge zur Ermöglichung von Sinndis- kussion, zur Verständigung über Intentionen und Zwecke. Zum anderen: Es ist nur konsequent – auch wenn Weber diese Konsequenz nicht hinreichend sieht, ja sogar teilweise explizit dagegen zu argumentieren scheint –, diese Prinzipien, die Bedingungen der Möglichkeit von Wissenschaft und Freiheit zugleich sind, als Kriterien zur Abwägung konkurrierender »Werte«, Hand- lungsziele und Interessen im Bereich des privaten wie des gesellschaftlich- politischen Handelns einzusetzen. Diese Prinzipien oder »Meta-Werte« sind zwar in vielen Konflikt- und Konkurrenzsituationen zu allgemein, um Prio- ritätssetzungen rational zu ermöglichen. In der Tat läßt sich aus ihnen eine Entscheidung für jenen und gegen diesen spezifischen Wert in der Regel

nicht ableiten. Doch sie dürften ausreichen, um den Spielraum konfligierender und konkurrierender Wertungen und Interessen, Programme und Normen zu begrenzen. Denn mit Bezug auf die Setzung von Handlungszielen und die Entscheidung für Normen in der Gegenwart reichen jene allgemeinen Prinzipien doch hin, *solche* Positionen als unakzeptabel auszuschließen, die jenen Prinzipien ganz offensichtlich entgegenstehen und solche, die unter gegebenen Bedingungen deren schrittweise Verwirklichung erschweren: Fanatismen und blinde Unbedingtheiten, Irrationalismen und Indoktrinationen, Mythen und Inkonsistenzen, Positionen, die sich gegen die rationale Prüfung ihrer Bedingungen und Folgen, ihrer Implikationen und ihres Realitätsbezugs durch Diskussion und auch durch wissenschaftliche Überlegungen sperren, Standpunkte, die sich nicht unter Legitimationszwang stellen lassen usw. Allerdings zieht Weber diese Folgerungen selbst nicht, aber sie sind in seinen Argumentationen angelegt, obwohl ihre Ausformulierung in Gegensatz zu anderen Behauptungen Webers gestanden hätte.

So gesehen, definiert Weber zwar die Grenzen dessen, was Wissenschaft kann, aber er erklärt Wissenschaft nicht für irrelevant oder impotent in bezug auf Handlungszielsetzung und Wertentscheidung, Praxis und Politik. Weber begründet Politik als Sphäre legitimer Auseinandersetzung, aber nicht als verantwortungslosen Kampf beliebiger Werte und nicht als Feld der Irrationalität. Sein Denken über das Verhältnis von Wissenschaft und Politik steht mehr in der Tradition der Aufklärung, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.⁸ Er war ein bewußter Erbe der Aufklärung, der an ihren Grundprinzipien festhielt, auch wenn er als ebenso bewußter Zeitgenosse des nietzeanischen und neukantianischen Skeptizismus des fin de siècle den Optimismus der Aufklärung nicht teilte. Er lieferte wichtige Bausteine einer liberalen Theorie von Wissenschaft und Politik zwischen Dogmatismus und Dezisionismus.⁹

2. *Wissenschaftliche Erkenntnis und historische Wirklichkeit*

Ganz analog zum Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik stellt sich bei Weber und in den Diskussionen über ihn das erkenntnistheoretisch-methodologische Problem des Verhältnisses zwischen der Wirklichkeit als Erkenntnisgegenstand und dem sozialwissenschaftlichen Erkenntnisakt. Viele Aussagen in Webers Wissenschaftslehre weisen darauf hin, daß er einen gemäßigt neo-kantianischen, nominalistischen Standpunkt vertrat. Er wurde nicht müde zu betonen, a) daß sozialwissenschaftliche Erkenntnis keine Abbildung realer Strukturen ist und daß die zu untersuchende Wirklichkeit die Begriffe, Modelle und Theorien, die zu ihrer Erfassung dienen sollen, nicht hinreichend determiniert; b) daß die wissenschaftliche Themenstellung, Begriffs- und Theorienbildung notwendig von Gesichtspunkten abhängt, die ihrerseits von außerwissenschaftlichen Wertorientierungen und

Interessen der Forscher beeinflusst sind; c) daß die die Forschung leitenden Gesichtspunkte und die von Ihnen beeinflussten Fragestellungen, Begriffe und Theorien sich mit der Zeit wandeln und auch innerhalb ein und desselben Zeitraums von Forscher zu Forscher, von Gruppe zu Gruppe nicht ganz homogen sind, wodurch jedoch die Möglichkeit intersubjektiv gültiger Aussagen (»Objektivität«) nicht verstellt wird; d) daß ein für allemal gültige Systeme der Sozialwissenschaften unmöglich sind; e) daß sozialwissenschaftliche Erkenntnis immer nur Partialerkenntnis unter bestimmten selektierenden Gesichtspunkten und Interessen, nicht aber Total- oder Substanz-erkenntnis sein kann.

Die Hauptkontroverse dreht sich wiederum um den Dezipionismus-Vorwurf, diesmal auf erkenntnistheoretisch-methodologischem Gebiet. Autoren sehr verschiedener Couleur¹⁰ haben festgestellt, daß sich für Weber die historisch-gesellschaftliche Wirklichkeit als ein riesiger chaotischer Strom darstelle, als ein weitgehend strukturloser oder doch in seinen Strukturen nicht erkennbarer, amorpher Gegenstand, der die Begriffe und Aussagen des Wissenschaftlers relativ wenig berühre, jedenfalls nicht als Kriterium von deren Angemessenheit fungiere; daß für Weber ein und dieselbe Wirklichkeit in unendlich vielen Weisen begrifflich gefaßt und erforscht werden kann, je nachdem, welcher Gesichtspunkt und Wertebezug gerade konstitutiv für Themenstellung, Begriffswahl, Beschreibung und Erklärung werde, daß Weber keinerlei Kriterien angeben könne, nach denen rational die Überlegenheit eines Begriffssystems (eines Modells, einer Theorie) vor anderen, konkurrierenden Begriffen, Modellen und Theorien festgestellt werden kann – vorausgesetzt, sie erfüllen gewisse Mindestanforderungen an logischer Konsistenz und Relevanz für die ihrerseits nicht überprüfbaren, nicht diskutierbaren Gesichtspunkte und Wertorientierungen des Forschers; daß mithin »Objektivität« nicht an der Sache selbst, sondern höchstens noch an der Methode festgemacht werden könne; daß somit die Begriffs- und Theoriwahl und damit die wissenschaftliche Analyse selbst zum voluntaristischen Willkürakt ohne rationale Kontrolle degeneriere und dies zu agnostizistischen, irrationalen Konsequenzen führe.

Doch kann diese Gedankenführung nicht voll überzeugen. Nicht nur interpretiert sie Webers Wissenschaftslehre so, daß diese zu absurden Konsequenzen führt,¹¹ wobei dann nur noch schwer erklärt werden kann, wie derselbe Mann praktische Forschungsarbeiten unbezweifelnder Qualität vorlegen konnte, wenn er gleichzeitig solch einer dezipionistisch-willkürlichen Methodologie anhing. Auch ergibt eine nähere Prüfung von Webers Wissenschaftslehre, daß er eine Reihe von Kontrollinstanzen kannte und z. T. wie selbstverständlich voraussetzte, die, nimmt man sie ernst, die Willkür der Begriffs- und Theorienwahl stark begrenzen und zum Gegenstand rationalen Abwägens (wenn auch nicht zum Gegenstand bruchloser Ableitung) machen:

Zum einen ging Weber keineswegs von der totalen Sturkturlosigkeit des

Forschungsgegenstandes und seiner Indifferenz gegenüber dem wissenschaftlichen Erkenntnisverfahren aus. Vielmehr war der Gegenstand auch für ihn *eine* Kontrollinstanz, vor der die Wahl der Erkenntnisgesichtspunkte, Fragestellungen, Begriffe, Verfahren und Theorien sowie der Geltungsanspruch der Ergebnisse ausgewiesen werden müssen. Allerdings – und darin besteht seine überzeugende Kritik an objektivistischen und erkenntnisdogmatischen Positionen aller Art – insistiert er darauf, daß diese Kontrollinstanz die Wahl der Gesichtspunkte, Fragestellungen, Begriffe usw. nicht eindeutig vorschreibt, vielmehr gewissermaßen einen *Spielraum* läßt, innerhalb dessen die legitime Konkurrenz und Diskussion verschiedenartiger Gesichtspunkte, Zugriffe und Theorien stattfinden kann.

Zum andern sieht Weber durchaus den Zusammenhang zwischen den die Forschung leitenden Gesichtspunkten und Fragestellungen einerseits und dem gesellschaftlichen Kontext der Forscher andererseits. Mit der Kategorie der »Kulturbedeutung« analysiert Weber diesen Zusammenhang. Bedenkt man, wie sehr Weber vom Wissenschaftler verlangt, nach höchster Klarheit und bestmöglicher Durchsicht durch seine Bedingungen zu streben, so kann man innerhalb des Weberschen Denkens (wenn wohl auch über seine eigenen Formulierungen hinaus) die Forderung begründen, daß die Gesichtspunkte, Fragestellungen, Begriffe und Verfahren der Forscher von diesen auf ihren Stellenwert im Forschungsprozeß und im gesellschaftlich-geschichtlichen Kontext überhaupt diskutiert werden. Die Reflexion auf und der Diskurs über diese Zusammenhänge sind also, so stellt sich heraus, eine zweite Kontrollinstanz, vor der sich die jeweiligen Gesichtspunkte, Begriffe und Verfahren zu bewähren haben, wenn auch wiederum gilt, daß deren eindeutige Ableitung, der harte Beweis der Vorrangigkeit des einen Zugriffs vor dem anderen, auch so nicht gewonnen werden kann. Die Einhaltung formallogischer Anforderungen und die Übereinstimmung mit dem verfügbaren, in Erfahrung und Wissenschaft gespeicherten nomologischen Wissen stellen eine dritte und vierte Kontrollinstanz dar, die die Willkür der Begriffs- und Theoriebildung sowie der Verfahrenswahl einschränken.¹²

Eine solche Interpretation Webers betont *einerseits* seine Einsicht in die Abhängigkeit sozialwissenschaftlicher Verfahren, Interpretationen und Theorien von sich allmählich wandelnden und keineswegs homogenen Gesichtspunkt- und Wertorientierungen der Forscher und ihrer Bezugsgruppe. Mit Weber läßt sich somit die These von der scharfen Trennbarkeit des »context of discovery« vom »context of validity« zurückweisen. Folgt man ihm, wird man die legitime Existenz eines Spielraums divergierender und konkurrierender Verfahren, Interpretationen und Theorien bei der Erforschung ein und desselben Gegenstandes betonen und damit jedem dogmatischen Absolutheitsanspruch *einer* Theorie entgegentreten. *Andererseits* insistiert eine solche Interpretation Webers darauf, daß für ihn eine Reihe von Kontrollinstanzen bestanden, vor denen sich die jeweilige Fragestellungs- und Verfahrenswahl des Historikers, seine jeweilige Begriffs- und

Theoriebildung zu legitimieren haben. Der legitime Spielraum divergenter Zugriffe war also auch für Weber begrenzt; Ansatzpunkte zur rationalen Abwägung verschiedener Zugriffe hat er durchaus besessen. Dies unterschied Weber vom erkenntnistheoretischen Dezisionismus und schützte ihn vor dessen irrationalen Konsequenzen.¹³

3. Der Idealtypus zwischen Nominalismus und Realismus

Die Klärung des Verhältnisses von Realität und Begriff im wissenschaftlichen Prozeß bei Weber ist letztlich Voraussetzung einer angemessenen Einschätzung des Status und der Brauchbarkeit eines von ihm propagierten Erkenntnisinstruments, des Idealtypus. Dessen Kennzeichnung ist schwierig, denn Weber hat seinen Begriff des »Idealtypus« nie völlig und systematisch erklärt. Überdies hat dieser mehrere Stufen durchlaufen. Die Idealtypen des späten Weber dürften den Allgemeinsätzen moderner Sozial- und Verhaltenswissenschaftler ähnlicher gewesen sein als die stärker historischen Idealtypen des Protestantismus- und des Objektivitätsaufsatzes.¹⁴

Doch scheint es im Lichte der vorhergehenden Ausführungen falsch, den Idealtypus als bloßes Konstrukt ohne Realitätscharakter und mit ausschließlich nominalistischem Charakter zu verstehen.¹⁵ Sicherlich besitzt der Idealtypus bei Weber ein stark konstruktivistisches Moment. Seine Bildung hängt von den – letztlich wertbezogenen, variierenden und sich mit der Zeit ändernden – Gesichtspunkten und Fragestellungen der Forscher ab. Die zu untersuchende Wirklichkeit schreibt nicht eindeutig vor, wie der zu ihrer Erfassung dienende Begriff definiert sein soll; noch bildet sie sich in diesem einfach ab. Sicherlich, nach Weber ist der Idealtypus eine bewußt einseitige Steigerung und Verknüpfung bestimmter beobachtbarer Einzelercheinungen unter bestimmten Gesichtspunkten und insofern gedankliches Konstrukt.¹⁶ Aber andererseits sind es eben beobachtbare Erscheinungen, Aspekte der zu erforschenden Wirklichkeit selbst, die die Elemente dieser Konstruktion abgeben. Insofern ist diese zugleich Rekonstruktion. Der logische Status von Webers Idealtypus wie jeder angemessenen geschichtswissenschaftlichen Begriffsbildung überhaupt liegt irgendwo zwischen Nominalismus und Realismus,¹⁷ und man sollte ihn nicht als nominalistische Kategorie dem »Realtypus« entgegenstellen (wie es etwa Otto Hintze tat). Es lag am polemischen Charakter seiner entsprechenden Aufsätze und an der Diskussionssituation um 1900, wohl auch am damaligen Stand des wissenschaftstheoretischen Instrumentariums, daß Weber die Distanz zwischen Idealtypus und Realität so oft betonte.

Versteht man den logischen Status des Idealtypus in dieser Weise, dann dürften auch heute noch idealtypische Verfahren in der Geschichtswissenschaft von großem Nutzen sein. Insbesondere empfiehlt sich die idealtypische Verwendung von Theorien und Modellen in der Geschichtswissen-

schaft. Dabei werden die Aussagen der Quellen nicht als Daten unter die generalisierenden Aussagen einer Theorie subsumiert, um diese zu falsifizieren oder zu stützen. Vielmehr geht es beim idealtypischen Verfahren um die nähere Bestimmung des »Abstands« zwischen Theorie bzw. Modell einerseits und Realität andererseits, um die Veränderung dieses Abstandes in der Zeit und um die Erklärung dieses Abstandes und seiner Veränderung. Das idealtypische Verfahren erlaubt eine flexible, der Geschichtswissenschaft angemessene Verknüpfung von Theorie und Empirie.¹⁸

4. *Geschichtswissenschaft zwischen Historismus und Gesetzeswissenschaft*

Weber beherrschte die Kunst der polemischen Argumentation. In der robusten Absetzung von anderen entwickelte er seine eigenen Positionen. In doppelter Frontstellung begründete er sein Konzept von Geschichtswissenschaft (und Sozialwissenschaft). *Einerseits* bestand er darauf, daß die Kulturwissenschaften (Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaft) nicht das Ziel haben konnten, Allgemeinaussagen in Gesetzesform zu formulieren. Gesetze waren für ihn Mittel, aber nicht Ziele kulturwissenschaftlicher Forschung, denn in dieser ging es nach Weber um die Konstituierung, Beschreibung und Erklärung eines historischen Zusammenhangs unter leitenden, letztlich wertbezogenen Gesichtspunkten der Forscher, unter Fragestellungen also, die Selektion ermöglichten und erzwingen, die den Forschungsgegenstand erst bedeutsam und deutbar machten, die zwischen den Forschern (begrenzt) variierten und sich mit der Zeit wandelten. Diese ihre Historizität unterschied die Kulturwissenschaften von Gesetzeswissenschaften und machte die Formulierung eines kulturwissenschaftlichen »Systems« unmöglich. Im Unterschied zu der theoretischen Nationalökonomie, wie sie von Menger und Wallras betrieben wurde, bestand Weber – *insofern* im Einklang mit der deutschen Historischen Schule der Nationalökonomie (Roscher, Knies, Schmoller etc.) und den meisten Historikern – auf der Notwendigkeit, in den Geschichts- und Sozialwissenschaften den historischen Kontext zu erfassen und den handelnden Menschen im Zentrum der wissenschaftlichen Erkenntnis zu halten, statt die Wirklichkeit schroff in Subsysteme zu zerlegen und etwa wirtschaftliche Vorgänge nur nach Ursache und Wirkung, getrennt von sozialen und politischen Dimensionen, erfassen zu wollen. »Verstehen« war insofern ein Zentralbegriff seiner kulturwissenschaftlichen Methodologie.¹⁹

Andererseits plädierte Weber für eine begrifflich vermittelte, in gewisser Hinsicht theoretische Geschichtswissenschaft. Überzeugend setzte er sich von herrschenden Lehren ab, wonach die Geschichtswissenschaft wesentlich unter dem Gesetz des einführenden Verstehens stehe und ihre Aufgabe in erster Linie in der unmittelbar nacherlebenden Rekonstruktion vergangener Wirklichkeit habe, ohne daß dabei der Rekurs auf theoretische Begrifflich-

keit überhaupt nötig sei. Gegen Dilthey und Croce wies er darauf hin, daß gute Geschichtsschreibung nie bloß eine »Reproduktion von (empirischen) Anschauungen, oder ein Abbild von früheren »Erlebnungen« sei. Er wandte sich gegen den naiven Glauben, daß das Geschäft des Historikers in der einfachen Wiedergabe vorgefundener Tatsachen bestünde. Er war nüchtern genug, um zu wissen, daß es für den Geschichts- und Sozialwissenschaftler keinen unmittelbaren Zugang zur historischen Wirklichkeit gibt. Er war sich bewußt, daß »Intuition« und »Verstehen« die eingebaute Distanz zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt nicht aufheben und zu ganz falschen Ergebnissen führen können, wenn diese nicht durch analytische Verfahren überprüft werden. Er plädierte für die Verwendung von scharf definierten Begriffen, Möglichkeitsmodellen, Idealtypen verschiedener Art und für die Verwendung von nomologischem Wissen (Gesetzeswissen, auch aus der theoretischen Nationalökonomie) als Mitteln der Geschichtswissenschaft. Er selbst praktizierte theoretisch orientierte, analytische Geschichtswissenschaft – und übrigens nur deshalb konnte er vergleichen.²⁰

Im Grunde stand Weber in einer doppelten Frontstellung, in der sich mancher Historiker auch heute befindet. Denn auch heute gibt es auf der einen Seite – allerdings nur ganz schwach und oftmals sehr anregend – den Anspruch, die Geschichte in eine primär quantifizierende Sozialwissenschaft zu verwandeln, die nach den analytischen Regeln einer systematischen Einheitswissenschaft verfährt und vor allem in der Wirtschaftsgeschichte (»New Economic History«) zeitweise gewisse Fortschritte gemacht hat.²¹ Auf der anderen Seite – und diese Neigung ist heute viel verbreiteter – stehen solche Historiker, Journalisten und Verleger, die »zurück zur Erzählung« wollen, die vor allem die alltäglichen Erfahrungen der »kleinen Leute« sympathisierend-einführend verstehen wollen und unmittelbaren Zugang zur Geschichte finden möchten – statt analytisch genau zu sezieren, begrifflich zu konstruieren und theoretisch zu argumentieren (»Geschichte von innen und unten«).²² Daß dieses eine neo-historistische Illusion darstellt und jenes weder möglich noch wirklich erwünscht sein kann, läßt sich auf der Grundlage Weberianischer Positionen sehr gut zeigen.

5. *Webers Bild von der Geschichte in den Grundlinien*

Weber hat immer wieder – z. T. in der Kritik an den nationalökonomischen Stufentheorien und am Historischen Materialismus des 19. Jahrhunderts – die Möglichkeit und die Wünschbarkeit eines geschichtsphilosophisch-universalgeschichtlichen »Systems« verneint. Aber einerseits ist mit gewisser Berechtigung insbesondere von marxistischer Seite (W. Küttler) eingewandt worden, daß letztlich die von Weber betriebene Bildung von Typusbegriffen, Typologien und »Theorien mittlerer Reichweite« willkürlich und unfundiert bleiben müsse, solange sie nicht in einer übergreifenden gesamtge-

schichtlich-gesamtgesellschaftlichen Theorie – von der Art des Historischen Materialismus – verankert sei. Und andererseits ist von verschiedenen Seiten der Beweis versucht worden, daß Weber durchaus ein materiales Geschichtsbild, einen Begriff von Universalgeschichte, eine Krypto-Theorie der geschichtlichen Entwicklung besaß, ein umfassendes Verständnis der Geschichte insgesamt, das seine Vergangenheitsdeutungen und Zukunftserwartungen, seine Begriffswahl und Typuskonstruktion, seine wissenschaftlichen Arbeiten wie seine politischen Optionen steuerte (oder doch beeinflußte). U. a. W. J. Mommsen hat dies vertreten.²³

In der Tat läßt sich argumentieren, daß Webers Denken sich um zwei spannungsvoll verknüpfte Pole herum strukturierte: Einerseits um die Einzelpersonlichkeit, die durch rationales Verhalten und zugleich spontanen Bezug auf Werte Freiheit realisiert, zum »Kulturmenschen« wird und geschichtlichen Wandel allererst anstößt; andererseits um den Prozeß der Rationalisierung, der aus solchen Anstößen hervorgeht, sich aber in einer Weise entwickelt und verselbständigt, daß er zu einer Bedrohung von Individualität und Freiheit wird. Die hauptsächlichlichen Verkörperungen der dynamisierenden Einzelpersonlichkeit, die durch Bezug auf »außeralltägliche« bzw. »außerweltliche« Werte zur revolutionären Umgestaltung der innerweltlichen, alltäglichen Verhältnisse angetrieben wird, sieht Weber zunächst in den Trägern der großen Weltreligionen, besonders des Puritanismus und der antiken Prophetie, und er untersucht sie in seiner Religionssoziologie. Später sieht er sie in den charismatischen großen Persönlichkeiten schlechthin, die in Gestalt von religiösen, politischen oder auch wirtschaftlichen Führern Veränderung antreiben und – je später desto mehr – mit den in Gang gesetzten Rationalisierungsprozessen in Konflikt geraten. Deren moderne Verkörperung sieht er vor allem in der Routinisierung und Bürokratisierung staatlicher Herrschaft und Verwaltung, dann auch in der kapitalistischen Wirtschaft und der modernen Gesellschaft überhaupt, in der Bürokratisierung verschiedenster Lebensbereiche, in denen sich Zweckrationalität, systematische Leistungsfähigkeit, Spezialisierung, Wissenschaftlichkeit und »Ordnungsmenschentum« – in vieler Hinsicht gerade das Gegenteil der spontanen, dynamischen, Werte setzenden Einzelpersonlichkeit – tendenziell durchsetzen und mitbauen an jenem stahlharten Gehäuse der Zukunft, das zwar Effizienz und Sicherheit gewährleisten, aber Spontaneität und Individualität, Dynamik und Freiheit ersticken werde. »Wie ist es angesichts dieser Übermacht der Tendenz zur Bürokratisierung überhaupt noch möglich, irgendwelche Reste einer in irgendeinem Sinn »individualistischen« Bewegungsfreiheit zu retten?«²⁴

In der Tat schlüsseln sich von hier aus ein großer Teil seines Werkes und die Einheit seines wissenschaftlichen und politischen Denkens auf. In dieses Bild paßt seine Beschäftigung mit den Hochreligionen, ihren Ursachen und innerweltlichen Konsequenzen ebenso wie sein Interesse für Bürokratien in Geschichte und Gegenwart. In dieses Bild paßt auch seine vielfältige Be-

schäftigung mit Kapitalismus und Industrialisierung, jenen neben der Bürokratisierung wichtigsten Prozessen moderner Rationalisierung, in denen er einerseits Erstarrung und irrationale Verselbständigung zweckrationaler Mechanismen sah und fürchtete, andererseits dynamische Potenzen in Gestalt der privaten Unternehmer zu erblicken glaubte. Von hier aus erklärt sich auch seine Skepsis – nicht Feindschaft – gegen marxistisch-sozialistische Alternativen, weil er von ihnen nur die Verschärfung der Bürokratisierungsgefahr erwarten und von einer Veränderung im Besitz der Produktionsmittel zu Recht keinerlei Lösung seines Problems erhoffen konnte. Auch Webers Votum für den Parlamentarismus und für die Selektion dynamischer Spitzenpolitiker mit möglichst charismatischer Ausstrahlung, sein leidenschaftliches Eintreten für nationalstaatliche Machtpolitik und Imperialismus lassen sich teilweise aus jenem Zentrum seines Denkens verständlich machen. Seine Anerkennung von Heterogenität und Konflikt in der Gesellschaft, von Macht und Kampf in der Politik, sein Eintreten für bürgerliche Kultur, bürgerliches Selbstbewußtsein und bürgerliche Vorherrschaft, seine Polemik gegen feudal-aristokratische Schichten, die er, der »klassenbewußte Bürger«, als eigentlichen Klassengegner einschätzte, während er das Proletariat teils als kleinbürgerlich belächelte, teils als möglichen Bundesgenossen des Bürgertums erwog, auf jeden Fall nicht wie die Mehrheit der wilhelminischen Bürger fürchtete oder verteufelte – alles paßt in jene Grundstruktur.

Ist das eine zutreffende Beschreibung des Weberschen Werkes in seinen Grundlinien?²⁵ Wenn ja, läßt sich das Bild im Licht unseres heutigen welthistorischen Kenntnisstandes bestätigen? Sicherlich war Webers Sicht von den Erfahrungen seiner Zeit – als Deutscher und Europäer – geprägt. Sie mußte es sein, wenn seine oben skizzierten, theoretischen Einsichten in den Zusammenhang zwischen Werten und Erfahrungen, Gesichtspunkten und Fragestellungen, Forschungsprozeß und Forschungsergebnissen zutreffend sind.²⁶ Bewährt sich diese Sicht trotzdem bei der Erforschung außer-europäischer Zusammenhänge? Oder hypostasierte er Erfahrungen seiner Zeit und seines Landes in einer Weise, die die Nützlichkeit seiner Begriffe und Analysen für andere Zeiten und Weltregionen begrenzt? Solche Fragen hat die vergleichende historische Forschung noch gründlicher zu verfolgen, bevor eine abschließende Würdigung des Weberschen Geschichtsbildes möglich ist. In den folgenden Beiträgen werden solche Fragen immer wieder angesprochen.

Anmerkungen

* Dieser Beitrag führt Gedanken fort aus: J. Kocka, Kontroversen über Max Weber, in: Neue Politische Literatur 21, 1976, S. 281–301 (japan. Übers. in: Shiso, Juli/August 1976, S. 1042–1060). Eine französische Version des folgenden Beitrags und des unten S. 264–277 abgedruckten Artikels erscheint als: J. Kocka u. D. Peukert, Max Weber et l'histoire. Derniers développements en République Fédérale d'Allemagne, in: Revue de Synthèse 107, 1986, S. 9–38.

1 Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter. Nach südeuropäischen Quellen, Stuttgart 1889. – Die römische Agrargeschichte, in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht, Stuttgart 1891. – Agrarverhältnisse im Altertum, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. 1, Jena 1909³, S. 52–188. – St. Breuer, Max Weber und die evolutionäre Bedeutung der Antike, in: Saeculum 33, 1982, S. 174 ff. – Weiterhin Webers Abhandlung über »Die Stadt« (erschienen 1921, dann in: WuG, S. 727–814).

2 Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 20, 1905, S. 1–54. Zur Einordnung von Max Weber in die Geschichtswissenschaft seiner Zeit zuletzt W. J. Mommsen, Max Weber und die historiographische Methode in seiner Zeit, in: Historiographie 3, 1983, S. 28–43; ders., Max Weber, in: H.-U. Wehler (Hg.), Deutsche Historiker, Göttingen 1973, S. 229–324.

3 Weniger gilt das für sein Spätwerk (große Teile von »Wirtschaft und Gesellschaft«), kaum für seine empirisch-sozialwissenschaftlichen Felduntersuchungen (über die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland sowie über die »Psychophysik« der industriellen Arbeit), wenig für seine zeitkritisch-politikwissenschaftlichen Studien und Polemiken. Vgl. E. Baumgarten, Max Weber. Werk und Person, Tübingen 1964; R. Bendix, Max Weber. Das Werk. Darstellung – Analyse – Ergebnisse, München 1964; D. Käsler (Hg.), Max Weber. Sein Werk und seine Wirkung, München 1972; D. G. MacRae, Max Weber. München 1975; G. Roth u. W. Schluchter (Hg.), Max Weber. Das historisch-empirische Werk, Königstein 1980.

4 WuG, S. 9. Wichtig als Anfang dieser Phase: »Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie« (1913) in: WL, S. 427–474. Dagegen ganz eindeutig auf Sozial- und Geschichtswissenschaft (»Kulturwissenschaften«) gemeinsam bezogen der Objektivitätsaufsatz, ebd., S. 146–214.

5 Ebd., S. 154.

6 Diese Kritik wurde von sehr verschiedenen Positionen her geäußert: L. Strauss, Naturrecht und Geschichte, Stuttgart 1956, S. 107 ff.; J. Habermas, Technik und Wissenschaft als Ideologie, Frankfurt 1968, S. 104–144, bes. 121 f.; W. J. Mommsen, Max Weber und die deutsche Politik 1890–1920, Tübingen 1974², S. 42 ff., 66 ff., 464–74; H. Marcuse, Industrialisierung und Kapitalismus im Werk Max Webers, in: ders., Kultur und Gesellschaft 2, Frankfurt 1965, S. 107–29.

7 Vgl. H. Albert, Traktat über kritische Vernunft, Tübingen 1969², S. 62 ff.; ders., Konstruktion und Kritik, Hamburg 1972, S. 41 ff.; W. Schluchter, Wertfreiheit und Verantwortungsethik, Tübingen 1971; G. Huftnagel, Kritik als Beruf. Der kritische Gehalt im Werk Max Webers, Frankfurt 1971, S. 215 ff., 253 ff., 293–353. Vgl. bereits D. Henrich, Die Einheit der Wissenschaftslehre Max Webers, Tübingen 1952, S. 105 ff., 122; K. Löwith, Max Weber und Karl Marx (1932), in: ders., Gesammelte Abhandlungen, Stuttgart 1960, S. 1–67, bes. S. 23 f.

8 Dies gilt auch für seine politischen Grundsätze. Weber war in seinem frühen Eintreten für den Parlamentarismus im Deutschen Reich, in seiner Kritik an der »Feudalisierung« des deutschen Großbürgertums, in seiner Furcht vor der bürokratischen Erstarrung des politischen Lebens, in seiner Klage über die Mängel einer bürgerlichen politischen Kultur in Deutschland und auch in seinem Eintreten für Gewerkschaftsrechte und Bürgerrechte überhaupt viel stärker liberal-demokratischen Positionen verpflichtet, als häufig behauptet wird. Dies gegen Mommsen, Max Weber und die deutsche Politik; und jetzt auch gegen W. Hennis, der Weber stark in die Tradition der deutschen Historischen Schule rücken will (Hennis, Max Weber und die deutsche Nationalökonomie der Historischen Schule, in: W. J. Mommsen u. J. Osterhammel (Hg.), Max Weber und seine Zeitgenossen, Göttingen 1986, (im Erscheinen). Vgl. auch Hennis, Max

Webers Fragestellung, in: Zs. f. Politik 29, 1982, S. 241–281. – Zutreffend bereits: D. Beetham, Max Weber and the Theory of Modern Politics, London 1974, S. 113f.; A. Giddens, Politics and Sociology in the Thought of Max Weber, London 1972, S. 55f.; Hufnagel, Kritik als Beruf, S. 102f.; J. Kocka, Kontroversen über Max Weber, in: Neue Politische Literatur 21, 1976, S. 281–301, bes. S. 292–96. Zuletzt ist auch Mommsen stark an diese »liberale« Deutung Webers herangerückt: Die antinomische Struktur des politischen Denkens Max Webers, in: HZ 233, 1981, S. 35–64. Die einschlägigen Schriften und Reden Webers jetzt in: W. J. Mommsen u. G. Hübinger (Hg.), Max Weber. Zur Politik im Weltkrieg. Schriften und Reden 1914–1918 (= Max Weber Gesamtausgabe I, Bd. 15), Tübingen 1984. – Allerdings folgte für Weber aus seinem liberalen Engagement in der Regel kein Votum für den Parteiliberalismus seiner Zeit (jedenfalls nicht bis gegen Ende des Weltkriegs).

9 Allerdings passen einige seiner radikalen Formulierungen – »Kampf der Götter« als Zentrum der politischen Auseinandersetzung z. B. – nicht ganz in die hier angebotene Interpretation. Verweise auf Brüche in seinem Werk, die hier nicht zu diskutieren sind, auch in Kocka, Kontroversen, S. 287f., pass.

10 Vgl. F. H. Tenbruck, Die Genesis der Methodologie Max Webers, in: KZSS 11, 1959, S. 573–630; W. Lefèvre, Zum historischen Charakter und zur historischen Funktion der Methode bürgerlicher Soziologie. Untersuchungen am Werk Max Webers, Frankfurt 1971; W. J. Mommsen, Max Weber. Gesellschaft, Politik und Geschichte, Frankfurt 1974, S. 106, 226; Hufnagel, Kritik als Beruf, S. 130–139, 211f., 219, 221.

11 Unhaltbar Tenbruck, Die Genesis, S. 601: »Wirklichkeitswissenschaft ist also bei Weber . . . mitnichten eine Wissenschaft von der Wirklichkeit. Sie meint vielmehr ein Verfahren, das aus dem Chaos der Erscheinungen willkürliche Momente herausgreift, zusammenbindet und willkürlich einigen Kausallinien dieses Komplexes folgt.«

12 Als genauere Ausführung dieses Arguments mit Belegen vgl. J. Kocka, Karl Marx und Max Weber, in: Zs. f. d. Gesamte Staatswissenschaft 122, 1966, S. 328–57; engl. Übers. in: R. J. Antonio u. R. M. Glassman (Hg.), A Weber-Marx Dialogue, Lawrence, Kansas 1985, S. 134–166; vorher schon: Heinrich, Die Einheit der Wissenschaftslehre.

13 Allerdings: wie schon bei der Diskussion von Webers Vorstellung vom Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik gerät auch die antidezisionistische Interpretation seiner Wissenschaftslehre in Konflikt mit einigen seiner Äußerungen. Vgl. Weber, WL, S. 171, 175f., 177, 180f., 184, 213f.; sowie die Belege bei Tenbruck.

14 Vgl. dazu Mommsen, Max Weber. Gesellschaft, Politik und Geschichte, S. 208–32.

15 So immer wieder der Vorwurf gegen den Idealtypus, auch ebd. S. 224–26.

16 Vgl. Weber, WL, S. 191.

17 Vgl. auch J. Janoska-Bendel, Methodologische Aspekte des Idealtypus, Berlin 1965.

18 Vgl. des näheren Kocka, Sozialgeschichte. Begriff, Entwicklung, Probleme, Göttingen 1986², S. 86f.; sowie ders., Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918, Göttingen 1973 (1978³), bes. S. 1–6 (engl. Übers.: Facing Total War, Cambridge, Mass. 1984).

19 Zur Stellung Webers im berühmten Werturteilsstreit zwischen Menger und Schmoller vgl. Tenbruck; Manfred Schön, Gustav Schmoller und Max Weber, demn. in: Mommsen/Osterhammel (Hg.), Max Weber und seine Zeitgenossen. – Vgl. auch R. vom Bruch, Wissenschaft, Politik und öffentliche Meinung. Gelehrtenpolitik im Wilhelminischen Deutschland (1890–1914), Husum 1980; D. Lindenlaub, Richtungskämpfe im Verein für Sozialpolitik, Wiesbaden 1967.

20 Vgl. Mommsen, Max Weber und die historiographische Methode in seiner Zeit, bes. S. 32; ders., Max Weber, Gesellschaft, Politik und Geschichte, S. 182–232. G. Roth, Max Weber's Comparative Approach and Historical Typology, in: Comparative Methods in Sociology, Berkeley 1971, S. 75–93; J. J. Schaaf, Geschichte und Begriff. Eine kritische Studie zur Geschichtsmethodologie von Ernst Troeltsch und Max Weber, Tübingen 1986.

21 Vgl. z. B. J. M. Kousser, The Agenda for »Social Science History«, in: Social Science History 1, 1977, S. 383–391; J. Kocka, Theories and Quantification in History, in: ebd. 8, 1984, S. 169–178.

22 Dazu kritisch der Literaturüberblick bei: K. Tenfelde, Schwierigkeiten mit dem Alltag, in:

GG 10, 1984, S. 376–394; J. Kocka, Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation, in: ebd., S. 395–408; ders., Sozialgeschichte, S. 167 ff.

23 Vgl. Mommsen, Universalgeschichtliches und politisches Denken (1965), in: ders., Max Weber. Gesellschaft, Politik und Geschichte, S. 97–143. Anders wird das Geschichtsbild Webers gesehen bei W. Schluchter, Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Gesellschaftsgeschichte, Tübingen 1979; wieder anders die Weber-Deutungen in den Aufsätzen von F. Tenbruck und W. Hennis. Vgl. auch G. Abramowski, Das Geschichtsbild Max Webers. Universalgeschichte am Leitfaden des okzidentalen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Gesellschaftsgeschichte, Tübingen 1979; J. Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1, Frankfurt 1981, S. 225–366.

24 Max Weber, PS, S. 333.

25 Wenn ja, steht das dann nicht im Widerspruch zu vielen der methodologischen Thesen Webers, die einen historischen Gesamtzusammenhang verneinen, die Möglichkeit eines systematischen Gesamt-Zugriffs bestreiten und auf dieser Grundlage vielfältige Konsequenzen vorschlagen?

26 Sehr deutsch das Interesse an der Bürokratie, sehr individuell und atypisch dagegen die Art der Behandlung des Bürokratieproblems. Dies wird aus dem Vergleich mit Otto Hintze sehr deutlich. Vgl. J. Kocka, Otto Hintze, Max Weber und das Problem der Bürokratie, in: HZ 233, 1981, S. 65–105.